

Mara Meier

Makrele vom Lachstyp

Roman

Mit botanischen Zeichnungen der Autorin

© Caracol Verlag

Dienstagabend

Etikettenschwindel

Ich darf nur zuschauen, hat Amparo gesagt. Heute Abend kocht sie mit Fernando, und ich soll einmal nichts tun. Lieber möchte ich mithelfen und mich nützlich machen. Aber ich habe mir vorgenommen, alles lässig anzugehen. Also sitze ich auf einem Klappstuhl, nippe an einem Glas Weißwein und sehe den beiden zu.

Amparo mischt aus Büchsenerbsen, fein gehackten Zwiebeln und Korianderkraut einen Salat. Fernando öffnet eine Dose Fisch und kippt den Inhalt in eine gelbe Plastikschüssel, reißt die Etikette ab und zeigt sie mir. *Jurel tipo salmón*, lese ich. Makrele vom Lachstyp, übersetze ich in Gedanken. Habe ich das richtig verstanden?

«Tönt besser als nur *Jurel*. Der ist kommun und billig», sagt er. «Hat nichts mit Lachs zu tun, außer dass anscheinend eine Zeit lang mit *«Salmón»* etikettierte Dosen davon im Handel waren. Ein plumper Schwindel. *«Tipo salmón»* hingegen ist legal. Du musst zugeben, es adelt die gewöhnliche Makrele.»

Er zerzupft den Fisch mit den Fingern, schlägt ein halbes Dutzend Eier in eine Blechtasse, verquirlt sie mit der Gabel und gibt sie zum Fisch.

«Das ist zum geflügelten Wort geworden. Ein falscher Freund ist *«Jurel tipo salmón»*. Man kann den Ausdruck auch für Gegenstände brauchen, die aussehen, als wären sie von guter Qualität, und dann beim ersten Gebrauch auseinanderfallen.» Die Eier brutzeln in

der Pfanne und stocken allmählich mit dem Fisch zu einer Tortilla. Fernando wendet sie mit Hilfe eines Blechtellers und sagt, ich solle Manuel zum Essen holen.

Später sitzen wir am Seeufer ums Feuer. Langsam verschwindet das Tageslicht, die Sterne erscheinen am Himmel. Manche davon scheinen sich schnell zu bewegen, und es ist keine Täuschung: sie bewegen sich tatsächlich.

«Satelliten», sagt Manuel. «Es ist unglaublich, wie viele dort oben ihre Bahnen ziehen. Man sieht sie hier besser, weil die Lichtverschmutzung geringer ist als in der Stadt.»

«Hier! Noch einer!», rufe ich. «Und da drüben, gleich zwei, schaut mall!»

Amparo winkt ab. Sie kennt das Satellitengucken, so aufregend findet sie es nun auch wieder nicht, Fernando soll eine Geschichte erzählen, sagt sie, am liebsten die vom Mädchen, das den Morgenstern heiratete, bitte, Feña, bitte.

«Eine Geschichte?», sagt Manuel. «Jederzeit. Nur her damit.» Er füllt reihum die Gläser und zündet sich eine Zigarette an.

«Der Morgenstern ist bei den Mapuche der Stern der jungen Männer», beginnt Fernando. «Sie nennen ihn *Wüñellfe*. Er ist so hell wie ein kleiner Mond und erleuchtet den jungen Männern den Heimweg, wenn sie frühmorgens vom Besuch bei einem Mädchen nach Hause kommen.

Um diese Zeit, als der Morgenstern hell am Himmel

stand, stieg einmal eine junge Frau auf einen Berg und klagte. All ihre Schwestern seien verheiratet, rief sie, und auch sie wolle endlich einen Mann.

Da stieg ein Nebel vom Himmel, von dort, wo zuvor der Morgenstern gestanden hatte. Der Nebel wurde zu einem jungen Mann mit einem Pferd. Der junge Mann nahm die junge Frau an der Hand und führte sie zu seinem Haus. Da hielten schon sein Vater, die Mutter und Schwestern nach ihm Ausschau.»

«Pass auf, was jetzt kommt, ist nichts für Feministinnen», flüstert Amparo mir zu.

«Pssst», zischt Manuel.

«Unterwegs hatten sie geheiratet, der Morgenstern und das Mädchen, und nun musste sie als junge Ehefrau der neuen Familie zur Hand gehen. Wie es sich gehört, musste sie ihrer Schwiegermutter in allem gehorchen.»

Amparo murmelt etwas, was tönt wie ein Fluch, und ich muss lachen.

Fernando lässt sich nicht beirren.

«Am nächsten Tag schlachtete der Vater ein Pferd. Die Frauen kochten in einem großen Topf über dem Feuer eine feine Pferdefleischsuppe. Als es ans Essen ging, neigte sich die Familie über den Topf und atmete den Dampf ein. Ihr müsst wissen, dass man dort, in der oberen Welt, von der Suppe nur den Dampf isst.»

«Da müsstest du keine Angst haben, dick zu werden», stichelt Manuel und kneift mich in den Oberschenkel. Jetzt ist das leise Fluchen an mir. Ich stoße seine Hand weg.

«Pssst», sagt Amparo.

«Die junge Frau hatte Hunger. Sie griff mit den Fin-

gern in den Topf und holte ein Stück Fleisch heraus, steckte es in den Mund, kaute darauf herum und schluckte es hinunter.

Ihre Schwägerinnen sahen sie verwundert an und fragten: «Was tust du da? Das kann man nicht essen, schau, du musst es so machen wie wir.»

Die junge Frau aber sagte, dort, wo sie herkomme, esse man das Feste, nicht den Dampf, und sie steckte sich ein weiteres Stück Fleisch in den Mund.

Da wurde die jüngste ihrer Schwägerinnen neugierig. Sie fischte mit der Hand ein winzig kleines Stücklein Fleisch aus dem Topf und schob es sich zwischen die Lippen. Kaum hatte sie das getan, fiel sie tot um.»

«Oh», entfährt es mir. Die drei anderen sehen mich strafend an, und ich schlage mir die Hand vor den Mund.

«Die Mutter sagte zum Morgenstern: «Deine Frau hat meine Lieblingstochter getötet.»

«Die Frau von der Erde hat unsere liebste Schwester umgebracht», sagten die Schwestern.

«Wir wussten immer, dass von dort unten nichts Gutes kommt», sagte der Vater. Er war sehr zornig.

Der Morgenstern schwieg. Der Vater sagte, die junge Frau müsse fort. Sein Sohn solle sie zurückbringen. So gingen die beiden jungen Leute weg, den ganzen weiten Weg zurück in die untere Welt.

Die junge Frau aber war schon schwanger. Beim Abschied sagte der Morgenstern zu ihr, wenn sie Wehen bekomme, solle sie zum Fluss gehen, im Wasser stehen und so ihre Kinder gebären.

Sie kehrte zu ihren Eltern zurück, und er zu seiner Familie dort oben. Als die Geburt begann, stellte sich

die junge Frau in den Fluss. Sie entließ ihre Kinder ins Wasser.

Die Neugeborenen waren lauter kleine Sterne, die schwammen den Fluss hinauf bis zu ihrem Vater, dem Morgenstern, und der nahm sie in Empfang. Seither leuchten sie auf uns herunter. Und das tun sie auch in dieser Nacht.»

Fernando schweigt. Amparo legt den Kopf in den Nacken und schaut in den Sternenhimmel. Manuel trinkt den letzten Schluck Rotwein direkt aus der Flasche und lässt sie achtlos fallen. Das Feuer ist heruntergebrannt. Ich stochere mit einem Ast in der Glut.

«Und was ist aus der jungen Frau geworden?», frage ich.

«Ich wusste, dass du das fragen würdest. Immer musst du solche Fragen stellen, kannst du nicht einmal still sein!» Manuel springt wütend auf, stolpert über die Flasche und schlägt der Länge nach auf den Boden. Er rappelt sich auf, kommt schwankend auf die Füße, reibt sich die Knie und stapft davon, in die Dunkelheit.

«Charmant», sagt Amparo.

«Gute Nacht euch beiden», sage ich, hebe die leere Flasche auf und mache mich auf den Weg zum Zelt. Manuel liegt schon im Schlafsack, er dreht sich von mir weg, als ich den Reißverschluss des Zeltes öffne, hineinkrieche und mich in meinen Schlafsack lege.

«Das wäre nicht nötig gewesen, gerade eben», sage ich. Er stellt sich schlafend. Ich hole mein Heft, die Taschenlampe und den Kugelschreiber aus dem Rucksack. In der Geschichte vom Morgenstern haben

sie in der oberen Welt den Suppendampf gegessen. Da ist mir Almas Suppe in den Sinn gekommen, der Topf Suppe, welchen sie kochte, als die drei Männer zu Besuch kamen.

Das grobe graue Tuch, mich ekelte davor, mich würgt es im Hals, wenn ich daran denke, aber wenigstens hatte ich duschen können, nach dem, was der Mann mit mir gemacht hatte.

Dann warfen sie uns auf die Straße. Wenn ihr etwas sagt, seid ihr tot, riefen sie uns noch hinterher, da wärt ihr nicht die Ersten.

Wir gingen dann zu einem Haus für Obdachlose, das war das Einzige, was uns in den Sinn kam. Die Nonnen in dem Haus gaben uns Essen und ein Bett und fragten nichts. Es war im September 1973, und sie hatten schon viel zu viel gesehen.

Almas Erlebnisse sind nicht geeignet, mich in Schlaf zu wiegen, doch wenigstens lenken sie mich von meinen Angelegenheiten ab. Was sind schon Anpassungsschwierigkeiten, was ein Pärchenknatsch gegenüber dem, was sie durchgemacht hat. Als Probleme sind sie *Jurel tipo salmón*. Zweifel, die sich wichtig machen, aber nichts zu sagen haben.



Gevuina avellana
Avellano

Freitagmittag

Blumen mit Augen

Wie ich nach dem Schwimmen meine nassen Sachen zum Trocknen aufhänge, kommt Fernando und fragt, ob ich ihn zum Botanisieren begleite. Amparo schlafe noch, und Manuel habe keine Lust.

«Mir recht», sage ich, und wir ziehen los. Seltsam, in letzter Zeit bin ich öfter in Fernandos Gesellschaft und mir ist wohl dabei.

Als Fernando unvermittelt stehen bleibt und sich über einen Strauch bückt, pralle ich mit ihm zusammen, so sehr bin ich in Gedanken versunken.

«*Mitraria coccinea* oder *Botellita*, Fläschchen», sagt er. Auf meine Unachtsamkeit reagiert er nicht. «Wegen der Form der Blüten.» Mit einer zärtlichen Geste berührt er die Pflanze, streichelt sanft über ihre Blätter. Ich hocke mich neben ihn und hoffe, dass er mein Gesicht nicht sieht. Mit spitzen Fingern breche ich einen Zweig ab, während Fernando erzählt, die Pflanze sei gut für die Haut.

«Du kennst so viele Anwendungen von Pflanzen – *Matico* für den Magen, *Botellita* für die Haut, *Maqui* zum Färben – ich weiß, du bist Ethnobotaniker. Doch woher kommt es, dass du diese Richtung der Botanik gewählt hast?

Manchmal überlege ich, ob du Mapuche bist und ohnehin schon immer viel darüber gewusst hast.»

«Ich sehe aus wie ein *Indio* – ist es das, was du sagen willst, *Gringa*?» Er klingt auf einmal rau.

Doch darauf kann ich keine Rücksicht nehmen.

«Nenn mich nicht *Gringa*. Ich bin nicht aus den USA, verdammt nochmal.» Meine Stimme überschlägt sich.

«In Chile sagt man auch zu Europäerinnen *Gringa*. Und außerdem hast du mich *Indio* genannt.»

«Ich habe Mapuche gesagt, nicht *Indio*», verteidige ich mich.

«Klar», sagt er. «Wie all die Chilenen, die gelernt haben, «Mapuche» zu sagen, aber noch immer «*Indio*» meinen.» Ich bin sprachlos, doch er fährt fort: «Ich weiß, dass du die Frage nicht abwertend gemeint hast. Wahrscheinlich ist dir nur nicht klar, wie viel Rassismus in Chile noch immer existiert. Abgesehen davon hast du nicht unrecht. Ich habe indigene Vorfahren. Nicht nur, aber auch. Meine Großmutter mütterlicherseits war Mapuche.»

«Und deine Großmutter hat dir dieses Wissen weitergegeben?»

Er lehnt sich an einen Baumstamm, steckt die Hände in die Hosentaschen und sagt: «Nicht wahr, das wäre eine hübsche Geschichte: «Ethnobotaniker tradiert altes Heilpflanzenwissen seiner indigenen Großmutter». Nur stimmt sie leider nicht.»

«Nein?»

«*Abuelita* Rosa starb, als ich sieben war. Alles, was ich weiß, kommt aus Büchern oder von anderen Leuten. Nicht von ihr.»

Er erzählt, dass er im Kopf noch vage Bilder von einer alten Frau habe, die am liebsten in der Küche neben dem Herd an der Wärme saß. Lange Röcke und bunt gemusterte Schürzen habe sie getragen und wenig geredet. Ob sie sich an ihre ursprüngliche Sprache und an überliefertes Wissen habe erinnern können, wisse er nicht. Sie sei fast dreißig Jahre mit seinem Großvater

verheiratet gewesen, Hernán Gómez, einem Chilenen. Der habe nur Spanisch gesprochen.

Vermutlich sei *Abuelita* Rosa ohnehin in einer Missionschule gewesen. Davon habe es viele gegeben im Gebiet der Mapuche. Man habe die indigenen Kinder von ihrer eigenen Sprache und Kultur möglichst fernhalten wollen. Rosas Nachname *Catricura*, gespaltenen Stein, erscheine ihm passend für sie, die wohl schon früh von ihrer Herkunft abgespalten wurde.

«Und warum denkst du, dass sie auf einer solchen Schule war?»

«Sie hat Küchentücher mit bunten Blumen bestickt. Ich habe sie nie weben sehen wie andere indigene Frauen. Nach dem Tod meiner Mutter fand ich einen ganzen Stapel Küchentücher, die *Abuelita* Rosa im Lauf der Jahre mit Blüten aus buntem Garn verziert hatte. Wahrscheinlich hatte sie die Stickerei in einer Schule von Klosterfrauen gelernt.»

Fernando sagt, die vielen Fragen, die er seiner Mutter und Großmutter hätte stellen wollen, seien ihm erst nach dem Tod der beiden Frauen in den Sinn gekommen. Er habe die Küchentücher von *Abuelita* Rosa aufbewahrt und schaue sie manchmal an, versuche ihre Stiche zu entziffern, ihre Stickerei zu lesen.

«Vielleicht hatte sie Freude an Blumen und Pflanzen, und so hat sie sich den Garten gestickt, den sie in der Stadt vermisste», sage ich.

«Vielleicht», sagt Fernando. «Vielleicht auch nicht. *Abuelita* Rosa hat seltsame Fantasieblumen gestickt. Manche davon haben Augen. Mir scheint immer, ihr Blick wolle mir etwas mitteilen. Nur ist mir nicht klar, was.»

Später, als ich die Pflanzen in mein Herbarheft ein-
klebe, denke ich, dass es das erste Mal war, dass
Fernando Persönliches von sich erzählt hat. Er redet
gern, und ich frage ihn viele Dinge. Dabei geht es
aber fast immer um Pflanzennamen oder um chileni-
sche Geschichte und Geografie. Auf einmal erscheint
mir meine eigene Wissbegierde verdächtig. Was will
ich mit den Namen und Daten, die ich von Fernando
erfrage und in meinem Gedächtnis speichere?

Bescheid wissen. Dazugehören. Teilhaben. Nicht
mehr die Fremde sein. Als Eingeweihte mitreden
können. Klar, das ist es. Gleichzeitig taucht in mei-
nem Innern das Bild eines Mädchens auf, das in
einem Garten sitzt und die Pflanzen benennt, wie
es ihm gefällt. «Puppenblumen» heißen die Klatsch-
mohnblüten, weil die Großmutter daraus kleine
Damen mit roten Röcken macht. «Kuhzunge» heißt
der Borretsch mit seinen rauen Blättern, «Blüht-blau-
und-ein-bisschen-rosa» das Vergissmeinnicht.

Aus dem Mädchen, das mit Wörtern spielte, ist eine
Frau geworden, die korrekte Bezeichnungen liebt.
Am besten alphabetisch geordnet. Vielleicht meint
Manuel das, wenn er manchmal sagt, er vermisse
meine spielerische Seite. Nicht, dass er mich als
Mädchen gekannt hätte. Aber ich habe ihm davon
erzählt. Vielleicht hätte er sich besser mit mir als
Kind verstanden, als mit mir als Erwachsener, die
ständig lernen und alles korrekt bezeichnen will.

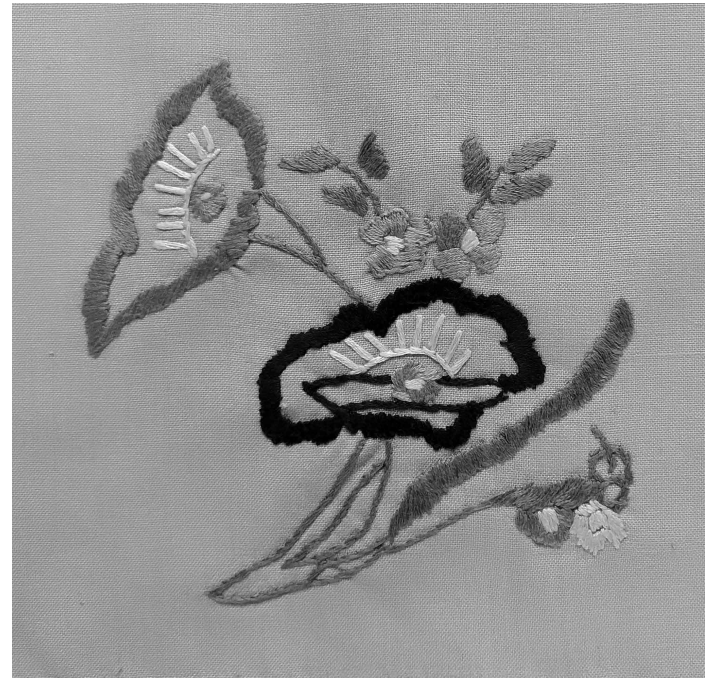
«Baum-mit-kühler-rotbrauner-Rinde», schreibe ich
neben ein Blatt vom *Arrayán* und widerstehe der
Versuchung, den lateinischen Namen *Luma apiculata*
anzufügen.



Blumen mit Augen

Gewissermaßen das «Samenkorn» für diese Geschichte war ein Text, den ich vor einigen Jahren über eine Stickerei geschrieben habe. Blanca Rosa Painenao hatte sie im Sommer 1995 für mich gefertigt. Sie zeigt Blumen mit Augen.

Blanca Rosa Painenao, ihr Mann Segundo Pilquinao und seine Mutter Rosa Pilquinao bewirtschafteten einen Hof am *Cerro Janequeo*, in der Gegend von Villarrica (Chile). Sie haben mir langjährige Freundschaft geschenkt. Ihr Haus mit dem großen Garten, umgeben von alten Bäumen, stand mir stets offen und ich habe immer wieder längere Zeit dort mit ihnen gelebt. Das Buch ist deshalb dem Andenken dieser drei großzügigen Menschen gewidmet.



Inhalt

Sonntagmorgen Aufbruch	7
Sonntagmittag Unterwegs zum See	13
Sonstagnachmittag Ankunft	23
Sonntagabend Am Feuer	27
Montagmorgen Kaffee	31
Montagabend Risotto	47
Dienstagmorgen Singen und Tanzen	51
Dienstagnachmittag Wie man unsterblich wird	65
Dienstagabend Etikettenschwindel	75
Mittwoch, tagsüber Die Vogelfrau	83
Mittwoch, Spätnachmittag Der Buchhändler	95
Mittwochabend Milch und Honig	101
Donnerstagmorgen Drachen und Furien	109
Donnerstagnachmittag Die Farben der Erosion	113
Donnerstagnacht Das Geräusch des Reißverschlusses	117

Freitagmorgen	
Lied ohne Worte	121
Freitagmittag	
Blumen mit Augen	127
Freitagnachmittag	
Lose Fäden	133
Freitagnachmittag, später	
Subversives Handwerk	137
Freitagabend	
Eintopf	139
Samstagvormittag	
Schweizer Geschichten	149
Samstagmittag	
Großmütter und Urgroßmütter	155
Samstagabend	
Zu zweit allein	159
Nacht auf den Sonntag	
Himmelsfeuerwerk	165
Sonntagvormittag	
Abreise	167
Sonntagnachmittag	
Auf dem Rückweg	173
Blumen mit Augen	176
Nachwort	179
Glossar	183
Historische Personen, die erwähnt werden	185
Im Text genannte chilenische Pflanzen	191

Dank

Für die vielen gemeinsamen Erlebnisse und Erfahrungen danke ich meinen Freundinnen und Freunden in Chile mit ihren Familien, vor allem Ana María Alarcón, Paulina Alemparte, Eduardo Aranela, Marcelo Baeza, Ramón Daza, Jacqueline Figueroa, Eliah Germani, Ester Hernández, Marcela Jara, Lizet de León, Sara Kries, Alicia Marticorena, Patricia Ortíz, Paula Pilquinao, Ximena Sánchez und Aldo Vidal.

Pedro Arias und Elena Katsitaki sei für wertvolle Hinweise zum botanischen Zeichnen gedankt. Für Anregungen, Korrekturen und hilfreiche Fragen danke ich dem Autor Simon Deckert, meiner Erstlektorin Carolin Will, der Schriftstellerin Barbara Traber und meinem Lebensgefährten Hans-Rudolf Binz von Herzen. Ein großer Dank geht außerdem an meine Schwiegertöchter Brenda Zevallos und Paula Pailamilla sowie an meine Söhne Camilo und Aldir Polymeris für zahlreiche wichtige Gespräche.

Irène Bourquin, der umsichtigen, engagierten Verlegerin und Lektorin, ihrer Mit-Verlegerin Isabella Looser und dem ganzen Team des Caracol Verlags sei herzlich für die schöne Zusammenarbeit gedankt.



Mara Meier

Mara Meier wurde 1959 in Zürich geboren und wuchs in Trogen/AR auf. Als junge Frau wanderte sie 1987 nach Chile aus. Sie studierte an der Universidad de Concepción Botanik und schloss mit einem Master of Science ab. 1992–1997 lehrte und forschte sie am dortigen Botanischen Institut. Daneben war sie 1991–1997 in einem Kulturprojekt der indigenen Mapuche tätig. Nach der Rückkehr in die Schweiz 1997 begann sie, literarisch zu schreiben. 2002–2009 arbeitete sie an der Universitätsbibliothek Basel. Von 2009 bis 2023 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin der Zentralbibliothek Solothurn.

Mara Meier ist Mitglied bei: A*dS und DeutschSchweizer PEN Zentrum.

Auszeichnungen (Auswahl):

Gewinnerin OpenNet der Solothurner Literaturtage, 2018

Writer in Residence, Franz-Edelmaier-Residenz für Literatur und Menschenrechte, Meran, 2023

Weitere Publikationen:

Im Sommer sind die Schatten blau: Amanda Tröndle-Engel, Romanbiografie, 2022.

Vorläufig: Prosatexte, 2021.

Kurzprosatexte sind in Literaturzeitschriften und Anthologien erschienen.

<https://www.mara-meier.ch>

Für die Förderung dieses Buches danken wir:



Caracol Prosa Band 15

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten
Copyright Caracol Verlag und Autorin
2024
CH-8532 Warth

Umschlagbild: Tischdecke in Arpillera-Technik
Werkstatt der Fundación Cristo vive,
Santiago de Chile, 1970er-Jahre
Botanische Zeichnungen: Mara Meier
Satz: Martin Stiefenhofer, Freiburg i. Br.
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-907296-32-5

Caracol Verlag
In der Breite 7
CH-8532 Warth

caracol-verlag.ch